

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 164. Bromberg, den 1. Oktober 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

Der ehemalige Fahnenjunker hatte seine Hand unter den Arm Torunns geschoben. Langsam gingen sie dem Kurfürstendamm entgegen. Er versetzte mit gutgelaunter Selbstironie:

„Und Sie sind natürlich nur hier, um mich wiederzusehen, was?“

Hans Torunn dachte: — Eigentlich muß es doch jetzt soweit sein, daß er mit ihr auf die Straße hinaustritt und ihr in den Wagen hilft!

Er hätte am liebsten den Kopf zurückgewendet. Er mußte sich scharf zusammennehmen, um das nicht zu tun. Doch ein scharfes Lauschen war in ihm, ob er nicht von rückwärts das Klappern antrabender Pferdehufe hörte.

Hans Torun sagte unruhig zu Ryssow:

„Natürlich bin ich Ihretwegen hier. Oder haben Sie daran etwa gezweifelt?“

„In welchem Ton Sie das nun wieder sagen, Torunn. Man wird nicht klug aus Ihnen. Man hat unwillkürlich immer den Argwohn, daß Sie eigentlich ganz was anderes meinen, und es nur nicht der Mühe für wert halten, klar und verständlich zu sprechen. Und offen gestanden, lieber Kerl — von meinem Brief versprach ich mir keine Wunder. Ich wußte ja nicht, was Sie von meiner damaligen, etwas plötzlichen Abreise aus Berlin hielten; wie Sie überhaupt jetzt über mich dachten. Ich bin die Berliner Jahre — zugegeben — verflucht scharf ins Zeug gegangen. Was man so „die Kandare zwischen die Zähne nehmen“ nennt. Nach jedermanns Geschmack ist das nicht. Und Sie sind überhaupt in dieser Hinsicht eine etwas empfindliche Natur. Na, abgesehen davon — auf jeden Fall hab ich ungemein bedauert, daß ich Sie bei meiner Rückkehr nicht mehr vorfand. Und wenn ich mir auch selbst nicht viel Hoffnungen gab, Sie in absehbarer Zeit wiederzusehen — versuchen mußte man es immerhin. Deshalb wagte ich auch diesen Schreibebrief an Sie. Aber jetzt, wo Sie mir sagen: einzig der Wunsch, wieder mit mir zusammenzutreffen, habe Sie zu dieser Fahrt nach Berlin veranlaßt . . . —“

„Wenns Ihnen Spaß macht, Ryssow, bestätige ich es Ihnen nochmals.“

„Also, das rechne ich Ihnen hoch an. Ich freue mich darüber. Denn mal ganz ehrlich gesagt, Torunn, — immer ist was in Ihnen und an Ihnen, das einen nicht recht warm werden läßt. Man wird so'n gewisses beklemmendes Gefühl der Unsicherheit nicht los; man versteht sich eigentlich selbst nicht, weshalb man trotzdem immer wieder Ihre Gesellschaft sucht. Wissen Sie noch — zum Beispiel der kleine Graf Kray, der Ihnen seit Jahr und Tag nachlief und Ihre Freundschaft suchte? Wenn ich daran noch denke, wie Sie den haben abfallen lassen . . . —“

Auf lautlosen Gummirädern rollte eine geschlossene „Viktoria“ vorüber. Die isabellenfarbenen Jucker griffen räumig aus; wie eine Kerze saß der Kutscher mit tadelloser Bügelführung auf dem Bock.

Um die Lippen des Volontärs war plötzlich ein verschlossener Hochmut; er sagte kalt:

„Weil mir das blödsinnige Leben nicht behagte, das der Kray führte. Ich bin kein Pharisäer und kein Philister; ich bin jung wie ihr anderen und kenne Berlin und andere Weltstädte und habe mir genug Wind um die Ohren pfeifen lassen . . . — Aber diese Weiberwirtschaft, die er getrieben hat, war mir in der Seele zuwider. Ich verstehe nicht, wie ein Mensch, der auch nur einen Funken Richtung im Leibe hat, sich tagtäglich derart würdelos wegwerfen kann.“

Der Herr von Ryssow räusperte sich. Er dachte nach. Dann versetzte er mit krampfhaftem Lippenzucken und ein klein wenig geduckt:

„Wieder mal einer Ihrer gemeißelten Leitsätze, bei denen man nicht sicher ist, ob sie nicht auf einen selbst gemünzt sind. Möglicherweise sogar. Nee, wissen Sie, lieber Kerl — es ist unbehaglich in Ihrer Gesellschaft, ein schlechtes Gewissen zu haben. Aber das soll mir im Augenblick verflucht gleichgültig sein. Läuten Sie, soviel Sie wollen; deshalb verderben Sie mir meine gute Laune doch nicht. Im Gegenteil. Und nun lassen Sie uns die Schlußfolgerung ziehen: — wo gehen wir jetzt hin? Denn daß ich Sie nochmals loslasse, ist natürlich ausgeschlossen.“

Der andere war plötzlich stehengeblieben. Mit einer Kopfbewegung winkte er eine leere Autodroschke heran, die vom Kurfürstendamm in die Schlüterstraße einbog.

Er versetzte nervös:

„Lieber Ryssow — für den Augenblick müssen Sie mich schon entschuldigen. Mir ist eben eingefallen, daß ich noch was vorhabe; was äußerst Wichtiges sogar. Also wie gesagt: für den Augenblick kann ich mich Ihnen beim besten Willen nicht zur Verfügung stellen. Heute abend aber — selbstverständlich. Von acht Uhr ab bin ich frei und überlasse es Ihnen, irgendein Programm aufzustellen.“

Der ehemalige Ulan starrte blinzelnd in die Mittagssonne.

„Also gut, dann bin ich einfach um Punkt 8 Uhr bei Kantorowicz in der Friedrichstraße. Da krieg ich auf Grund meiner eigenen hohen Protektion immer einen hervorragenden Gin mit ein paar Tropfen Angostura-Möbelpolitur mit Petroleumgeschmack. Aber ich habe mir drüben im wilden Westen nun mal die herzhaften Dessins angewöhnt und kann vorläufig nicht davon lassen . . . Sind Sie pünktlich da? Sehr schön. Also dann auf Wiedersehen heut abend, lieber Kerl.“

„Auf Wiedersehen, Ryssow.“

Während sein ehemaliger Kumpan den Spazierstock unter den Arm klemmte, noch einmal den spiegelnden Zylinder lüftete und sich an der Ecke des Kurfürstendammes im Gewühl verlor, öffnete Hans Torunn den Schlag des Wagens.

„Chauffeur, fahren Sie mal zuerst zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.“

Wie er nur darauf kam? Aber er folgte einer unvermittelten Eingebung. Es war da ein Zwang in ihm, dem er nicht entrinnen konnte. Es war eine ungebärdige brennende Sehnsucht, Martine heute noch einmal wiederzusehen.

Er saß vorgebeugt im Wagen; er hielt die Augen halb geschlossen; er zitterte vor Erwartung, was ihm die nächsten Minuten bringen würden.

Doch das Rondell um die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche war leer.

Da wartete er gar nicht erst, bis der Wagen hielt, sondern ließ das Fenster herab:

„Hören Sie, Chauffeur, ich habe mich geirrt — Sie müssen zur Garnisonkirche fahren.“

Als er sich wieder in die Kissen zurückfallen ließ, spannte ihm ein krampfhaftes Lächeln die Lippen — ein Lächeln, von dem er gar nicht wußte. Jetzt kam es darauf an, ob er das Richtige getroffen hatte. Denn er vermeinte: nun gäbe es nichts anderes mehr.

Eine Viertelstunde später drückte er einem Kirchendiener ein Geldstück in die Hand, hörte hinter sich das schwere Portal ins Schloß gleiten, stand im Hintergrund des Kirchenschiffes und lauschte auf den Gesang der Verheißung, der jubelnd vom Chor herniederflutete:

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehn.
Wo du bleibst, da bleibe auch ich . . ."

Und dann wurde es still; und nur draußen von der Neuen Friedrichstraße her kam das dumpfe Brausen des lärmenden Alltags herein . . . Und die Sonne verfing sich in bunten Spitzbogenfenstern . . . . Und vor dem Altar kniete neben einer weißgekleideten Mädchengestalt einer, in dessen goldenen Kragenstickereien die Sonne tausend funkelnde Lichter lebendig machte . . . Und vor ihnen stand ein kleiner dürftiger Mann, dem schon der Schnee des Greisenalters auf dem Haupte lag; stand gebückt da in seinem langen schwarzen Talar und hatte die Hände gehoben und sprach Worte des Segens und der Verheißung.

Und abermals Gesang . . . Und als der verstummte, jählings blitzendes, aufgestörtes Menschengewühl um den Altar . . . Und Sporenklirren . . . Und rechtwinklig gekrümmte Uniformärmel, in die sich von weißem Leder umspannte Frauenhände schoben . . . Das Brautpaar voran, verließen die Hochzeitsgäste in langem Zuge die Kirche.

Dr. Hans Torunn aber hatte sich tiefer in den Hintergrund zurückgezogen; und sah sie alle an sich vorüberschreiten; und sah plötzlich auch Martine von Laar — neben ihr den, der eine Stunde vorher im Treppenhaus der Schlüterstraße an ihm vorbei geklirrt war. Er kannte ihn nicht; er hatte ihn noch nie gesehen. Rittmeister irgendeines Dragoner-Regiments; untersetzt, schmächtig, kaum mittelgroß; ein ausdrucksloses, fast noch unfertiges Gesicht; aber in den wässrig-hellen Augen ganz seltsam flackrige spähende Lichter, wenn er sie zu der strahlenden Schönheit der jungen Martine von Laar hob und ein paar Worte mit ihr wechselte.

Und Hans Torunn stand wenige Schritte von ihr entfernt; und spürte ein Zucken in den Händen; und hätte dem, der da ahnungslos und friedfertig an ihm vorüberschritt, die Faust ins Genick recken, ihm den Weg versperren mögen.

Aber er tat es nicht. Er wartete, bis die Kirche sich geleert hatte. Dann ging er gleichfalls.

Wenige Augenblicke später schon umtoste ihn der brausende Lärm der großen Geschäftsstraße.

Und abermals die seltsame rätselhafte Gewißheit, daß der heutige Abend noch irgendwie entscheidend und ausschlaggebend in sein Leben eingreifen würde.

10.

„Die Frauen und das preußische Vaterland sind Angelegenheiten des Herzens — alles übrige ist Sache des Verstandes. So war es, so wird es bleiben bis in die aschgraue Ewigkeit!"

Hans Torunn lachte.

„Sagen Sie mal, Ryssow, seit wann haben Sie denn in sich eine philosophische Ader entdeckt?"

Der andere glotzte ihn spöttisch aus funkelndem Monokelauge an.

„Immer, wenn ich mit Ihnen zusammen bin, Torunn, regen sich in mir geheime Kräfte, dann schwillt der Born meiner Weltweisheit über. Früher ist's doch auch schon so gewesen. Entsinnen Sie sich nicht mehr? . . . Aber im übrigen — ist ja ganz egal. Hauptsache — ich sitze wieder mal mit Ihnen zusammen."

„Bescheidenes Gemüt!"

„Möglich, lieber Kerl. Aber lassen Sie mir doch meinen Überschwang an Begeisterung. Kann doch für Sie nur angenehm sein. Und nun sagen Sie wirklich — ist das nicht ein ganz prachtvolles Lokal hier?"

Er wandte ein wenig den Kopf. Der kleine Raum der weltstädtischen Bar am Kurfürstendamm war zu dieser Stunde, die scharf auf Mitternacht marschierte, gänzlich überfüllt. Vornehme Frauen, gut angezogene Männer; aus abgedämpften Ampeln über den kleinen glasbedeckten Bambustischen müd verdämmerndes Licht; verhaltenes Frauenlachen; schlanke Nacken, deren gepudertes Weiß in diesem Halblicht aufschimmerte, diskretes Klirren von Gläsern, die gegeneinander klingen; von dem langen Bartisch her unruhig durcheinander wirrendes gedämpftes Stimmengewühl — und über all dem hinsterbende Geigenkantilenen irgendeines Liedes, irgendeines fremdländischen Gesanges.

„Sehen Sie mal, Torunn, es gibt ebensogut Leute, die für Neuyork schwärmen, als andere, die auf Petersburg oder Madrid schwören. Bleibt ihnen unbenommen, dies Vergnügen. Ich kenn das alles. Ich hab mich wahrhaftig genug in der Welt herumgetrieben. Aber ich sage Ihnen — dies Berlin hat etwas, dagegen man mit aller nüchterner Zweifelsucht nicht aufkommen kann. Es steckt was drin in den Berliner Nächten. Da ist ein Rausch, ein Zauber, dem sich nur ausgesprochene Botokuden entziehen können. Ich krieg's nicht fertig; hab's nie fertig bekommen. Vielleicht war das mein persönliches Pech. Na — ist ja ganz gleichgültig. Wie mein Freund Samotschiner, der mir in vergangenen kniffligen Zeiten manchmal gegen vierhundert Prozent mit ein paar blauen Lappen unter die klassisch geformten Arme griff, immer zu sagen pflegte: — „Das Leben ist eine Lawine. Mal geht sie rauf, mal geht sie runter!" Ein Ausspruch, der, abgesehen von seiner ganz richtigen Naturbeobachtung, entschieden Berechtigung besitzt."

„Sie geraten schon wieder ins Philosophieren, Ryssow. Lassen Sie das um Gotteswillen beiseite. Ich bin grad heut dafür ganz und gar nicht empfänglich."

Und während Hans Torunn das halb lächelnd hinwarf, hob er den Blick zu der Rokoko-Uhr, die ihm gegenüber auf einem an der Wand hängenden, kleinen vergoldeten Konsol stand, und dachte: „Dreiviertel zwölf! Das respektive Brautpaar hat sich natürlich längst zurückgezogen; und jetzt herrscht Stimmung. Natürlich Stimmung, Horatio! Und der Deuwel mag wissen, was sie grad jetzt für einen Walzer spielen, und wer seinen Arm grad jetzt um Martine von Laar gelegt hat und sie über das Parkett führt!"

Ein gefährliches Licht sprang in seinen Augen auf, erlosch wieder.

Und dabei folgte er dem Blick seines Gegenüber, der eben einer vorüberhuschenden Frau den Kopf zugewandt hatte und eine Bewegung gemacht hatte, als wollte er sich erheben, ihr nachzugehen. Doch noch rechtzeitig legte ihm Hans Torunn die Hand auf den Arm.

„Lassen Sie das bleiben, Ryssow. Ich schwimme in einer Viertelstunde ab. Dann haben Sie das Schußfeld frei und können tun und lassen, was Sie lustig sind. Solange aber wollen wir beide friedlich und für uns beieinander sitzen. Nämlich so nett der heutige Abend auch war, so gut wir bei Borchardt gegessen haben, so fesselnd mir Ihre Erlebnisse während der letzten Jahre gewesen sind, die Sie mit so ungeschminkter Offenheit mir schilderten . . . — nachgerade aber meine ich, wird es Zeit, daß Sie mir verraten, was das eigentlich mit dem Brief für eine Bewandtnis hat. Ich bin nicht neugierig; ich denke nicht daran. Aber schließlich, wenn man um einen solchen Brief Hals über Kopf nach Berlin gesprengt wird, dann möchte man doch auch wissen, worum es nun eigentlich geht."

Der andere schien erst ein paar Sekunden überlegen zu müssen; dann zuckte er die Achseln. Offenbar sagte ihm das Thema in diesem Augenblick wenig zu.

„Ach Gott, Torunn, eigentlich nichts von besonderer Wichtigkeit. Bloß — der Zufall hat mich da in eine Geschichte hineingebracht, in der ich vielleicht so'n bißchen Schicksal spielen kann. Schließlich — weshalb nicht? Nämlich da auf dem Kaff, wo Sie sitzen, muß irgendwie auch ein Herr von Schreewen im Gelände herumtoben. Stimmt doch, nicht wahr? Na, sehen Sie. Dieser Herr von Schreewen hat also eine Frau und hat sie eigentlich auch nicht. Will sagen: sie ist ihm einmal vor Jahren davongelaufen, um zur Operette zu gehen. Na schön; derartige Fälle kommen ja vor. Die Frau, übrigens eine gute Freundin von mir, die ich zu schätzen weiß" . . . er hob halb abwehrend die Hand . . . „nee, nee, Torunn, lassen Sie Ihr infames Lächeln: Sie befinden sich auf dem Holzwege; an derartige Möglichkeiten ist bei dieser Frau überhaupt nicht zu denken. Also, was ich sagen wollte — ja, diese Frau hat das Unglück gehabt, infolge eines Schrecks ihre Stimme zu verlieren. Wenigstens den — sozusagen — gesanglichen Teil ihrer Stimme, womit ihre Bühnenkarriere ihren vorzeitigen Abschluß fand. Sie können sich natürlich denken: Stimmung, grauestes Elend und Gewissensbisse, daß sie ihre Ehe damals so unüberlegt aufgab. Vor ein paar Tagen erst sprach ich mit ihr darüber und habe herausgehört: sie würde heut ihre Seligkeit dafür geben, wenn sie zu ihrem Mann zurückkehren könnte. Bloß hat die Geschichte den Haken, daß dieser Gatte der schönen Frau inzwischen einen ziemlich ausgiebigen wirtschaftlichen Niederbruch durchgemacht hat und wie gesagt, jetzt auf Ihrem Gut Warrischken sich ja als Inspektor wohl sein Teil verdient."

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Maske.

Skizze von Kurt Münzer.

Als wir an einem Klubabend unsern Freund Albrecht gar zu ironisch auslachten, weil er wieder einmal eine Diskussion über Hellsehen, Fernwirkung, Manifestationen Abwesender oder Sterbender heraufbeschworen hatte und seinen Glauben am allerlei ungereimten Zeug allzuheftig verteidigte, entschloß er sich, uns einen Fall aus seinem eigenen Leben zu erzählen. Einen Fall, der ihm geheimnisvolle Kräfte und Wirkungen offenbart und ihn zur Überzeugung geführt hatte, daß rätselhafte Beziehungen zwischen uns und jenseitigen Wesen oder räumlich entfernten Vorgängen und Personen möglich seien. Zugleich sollten wir erfahren, weshalb Albrecht Bohlen Junggeselle geblieben war. Denn er bewohnte allein mit zwei alten Dienern eine große, erlesen ausgestattete Wohnung, hatte sich, vierzig Jahre alt, von den Geschäften zurückgezogen, lebte seiner Muße, seinen Porzellan- und Miniatursammlungen, privaten Studien und gelegentlicher künstlerischer Betätigung, da er ein wenig bildhauerische Anlagen hatte. Und also erzählte er nun:

Es war in K., wohin ich zum Ankauf, zur Übernahme und systematischeren Ausbeutung meiner Ziegeleien übergesiedelt war. Dort lernte ich sie kennen, die Glück und Abschluß meines eigentlichen Lebens zugleich war. In der kleinen, freundlichen Stadt begegneten wir uns bald, es bedurfte keiner langen Zeit, um unserer Herzensmeinung gewiß zu sein. Sie hieß Antonia und lebte als einziges Kind mit ihrem verwitweten Vater auf ihrem Landgut vor der Stadt, das ich mit dem Automobil in einer knappen halben Stunde erreichen konnte. Wie sie mich liebte und wie unsagbar innig unsere Zusammengehörigkeit war, hat die Stunde ihres Todes bewiesen. Ihr letzter Gedanke muß mir gegolten haben, und ihre Liebe erzwang vom Tode einen Augenblick, um mich noch einmal zu umfassen.

Wir hatten das Glück, daß kein Schatten uns auf den seligen Blumenweg fiel, auf dem wir unserer Ehe entgegeneilten. Es gab kein Hindernis für unsere Liebe, wir waren verlobt und im Februar sollte die stille Hochzeit sein. Unmittelbar darauf wollten wir uns nach Ägypten einschiffen. Alles war vorgesehen, gerüstet, fest bestimmt, und nur noch drei Wochen trennten uns von dem einzig hohen Tage.

Da gab die Stadt ihren großen Maskenball. Antonia und ich beschlossen, diesen als letzte Lustbarkeit vor unserer Ehe mitzumachen. Ich ging — gegen meine Natur — als Don Juan, ganz in weiß, wie er als Opernheld seine Champagner-Arie zu singen pflegt. Und Antonia sollte gleichfalls spanisch kommen, in prächtiger Seide, mit Mantille und Fächer.

Der Abend war da, ungeduldig kam ich als einer der ersten und blieb hart an der Tür, um meine geliebte Spanierin nicht zu verfehlen, wenn sie am Arme ihres Vaters, der ein Mönchshabit überwerfen wollte, eintrat. Ich wartete lange vergeblich, der Saal füllte sich, bunte Masken neckten mich, schon waren Fest, Tanz und Laune auf der Höhe, als endlich ein Fächer neben mir schwirrte, eine resedaduftende Mantille mich streifte, hinter einer spitzenbesetzten Halbmaske zwei blaue Augen mich anstrahlten und die süßeste Stimme der Welt meinen Namen flüsterte.

Sie war so spät gekommen, weil ihr Vater sich unpäßlich fühlte und nicht das Haus verlassen wollte. Auch sie hatte deshalb dem Fest fernbleiben wollen, aber da war die Verabredung mit mir, der ich ungeduldig warten mochte, und dann bestand der Vater darauf, daß Antonia ging. So war sie im Auto in die Stadt gefahren, stand vor mir, um einen Tanz lang an meinem Herzen zu liegen und dann wieder heimzueilen; sie wollte den Kranken nicht lange allein lassen.

So umschlang ich sie denn für die flüchtigen Minuten, und die Musik wiegte uns in langsamem Rhythmus durch den Saal. So nahe einander, schwiegen wir, bebten vor Glück, Auge in Auge, hoben uns, sanken, glitten durch das Gewühl, wie unirdische Wesen leicht und frei.

Und als wir wieder die Türe erreichten, löste sich Antonia sanft aus meinen Armen und flüsterte das Lebewohl. Sie müßte fort, wollte fort, der zärtlich geliebte Vater war allein.

„Ich begleite dich", sagte ich schnell. Aber Antonia rief in komischem Entsetzen: „Um Gotteswillen, alle Dienstmädchen stehen unten vor der Tür und sehen uns zusammen und allein in den Wagen steigen. Das gibt ein Gerede, Liebster, nicht auszudenken. Warte nur, warte, in zwanzig Tagen gehöre ich dir, und wir können vor aller Welt allein im Auto fahren mitten in der Nacht. Ja?"

Ich öffnete die Tür, und eisiger Hauch wehte uns plötzlich an. Antonia erschauerte und schrie fast.

„Oh, war das kalt", sagte sie und lachte schon wieder. „Wie ein Todeshauch. Adieu."

Sie hob die Spitze ihrer Maske und bot mir ihren schönen, blassen Mund. Dann nahm sie die Maske ab, strahlte mich mit ihrem holden Gesicht an und sprang die Treppe hinunter. Ihr Auto wartete, ich hob sie hinein.

„Adieu, Antonia. Gute Nacht und dem Papa Gesundheit. Morgen früh, morgen früh komm ich hinaus." Und zum Chauffeur sagte ich: „Langsam und vorsichtig, Friedrich. Die Straße ist gewiß hier und da vereist."

Und dann winkte sie aus dem Fenster mit dem schwarzen Spitzentuch. Wieder erschauerte ich. War die Nacht so kalt, fröstelte mein Herz? —

Ich ging heim, ich mochte nicht mehr in den Saal zurück. Ich war plötzlich bedrückt, es hämmerte in meinem Kopf, lastete auf meiner Brust. Je inniger ich an Antonia dachte, desto schwerer wurde mein Herz. Aber ich legte es als Sehnsucht aus, als Ungeduld nach ihrem völligen Besitz.

Ich hatte fast eine Viertelstunde Weges. Die Stadt war ganz ausgestorben, kein Mensch, kein Laut weit und breit. Noch eine Ecke, und ich war zu Haus — da höre ich plötzlich leise, leise, fern, aber ganz deutlich meinen Namen. Meinen Namen aus Antonias Munde. Ich sehe mich um, lausche — es ist alles leer und still. Ich stürzte weiter, erreiche mein Haus, und da steht in der Tür, spanisch gekleidet, den Pelz umgeworfen, Antonia.

„Antonia", rief ich erschrocken und beglückt. War sie, sehnsuchtsvoll und ungeduldig wie ich, umgekehrt? War sie ein Traumbild, eine Halluzination meiner nervösen Sinne?

Aber da bin ich bei ihr, umarme sie, und sie ist kalt, als hätte sie schon lange, lange im Frost der Nacht auf mich gewartet.

„Ich mußte dich noch einmal sehen", flüsterte sie ganz leise, leicht und bebend in meinen Armen.

Ich schließe schon die Tür auf. „Komm. Antonia, komm, du bist so kalt, wärme dich, komm, komm."

Da hebt sie wardend die Hand und sagt: „Ich kann nicht mehr, es ist zu spät. Adieu, Geliebter, ich liebe dich ewig."

„Komm Antonia", rufe ich zitternd.

Aber sie hebt nur die Spitzen ihrer Halbmaske und bietet mir ihren schönen Mund zum Kuß. Da sehe ich im Laternenlicht das grinsende Gesicht eines Totenkopfes. Die Maske fällt und ein nackter Schädel fletscht mich an, ein Schädel, der geborsten ist, zerrissen, der von Sprüngen [illegible]fft, mit hohlen Augen, nackten Kiefern, bedeckt mit einer blonden Perrücke, dem duftenden Haar meiner Antonia. Er neigt sich mir grinsend entgegen, fürchterlich in seiner zertrümmerten Form, Antonias Resedenduft weht mich an, und doch ist's ein Gespenst, der Tod in ihrer Gewandung, mit ihrer Stimme — ich schreie laut auf, greife nach der Erscheinung, da stoße ich mich an der Mauer, bin allein, in der Tür meines Hauses, sehe nichts, höre nichts . . .

Festgäste kommen vorüber, übermütige Masken rufen mich an. Aber ich, verstört, ohne zu wissen, was ich eigentlich tue, laufe durch die Stadt, die Nacht, den Frost, auf die Chaussee nach Antonias Gut. Die Welt ist wie entvölkert, nur Sterne, sonst grenzenloses Schweigen und Finsternis, an die mein Auge sich langsam gewöhnt. Ich sehe die erstarrten Bäume, einsam schlafende Gehöfte zwischen den toten Feldern, ein heimatloser Hund jagt verwildert vorüber, mir graut vor dieser Nachtstunde, die ist, als wäre Gott gestorben, so stumm und aufgelöst in Verlassenheit.

Da liegt vor mir am Rande der Chaussee eine dunkle Masse. Der Weg ist glatt, vereist, ich gleite aus, da ich laufe. Und ich sehe: es ist ein umgestürztes Auto, ein Baum ist entwurzelt, ein Mann liegt regungslos da, in dunklem Blut.

Ich rufe, daß mir das Haar sich sträubte: „Antonia, Antonia."

Denn es ist ihr Auto, ihr Chauffeur. Und dann finde ich sie zehn Schritte weiter, an einen Meilenstein geschleudert. Ihr schönes Haupt ist gräßlich zerschmettert, sie liegt in ihrem spanischen Staat auf der Landstraße, tot, — tot. Und ihre entsetzten starren Augen haben, da ich hineinsehe, doch die Inbrunst ihrer Liebe bewahrt. Einer Liebe, die sie im Tode noch an meine Tür klopfen ließ.

Der Bücherschrank.

Von Liesbet Dill.

Als sich die berüchtigte und raffinierteste Abenteuerin des achtzehnten Jahrhunderts, die Gräfin de la Motte, von den gestohlenen Diamanten des Halsbandes der Königin Marie-Antoinette ihr Landschloß in Bar-sur-Aube einrichtete, war das erste, was sie anschaffte, eine große Bibliothek. Im achtzehnten Jahrhundert mußte man lesen, um in der Gesellschaft zu glänzen, man spielte keine Rolle, wenn man in den Salons stumm herumstand, man war nur etwas, wenn man seine Bildung bewies. Man bereitete sich zu diesen Gesellschaften geistig vor, morgens brachte der Friseur die neuesten Bücher den Damen ins Schlafzimmer. Man klappte

sie auf dem Pudertisch auf, und während des umständlichen Frisierens las man darin. Die Aristokratie war literarisch interessiert. Man besuchte die Salons einer Marquise du Deffand, einer Julie de Lespinasse, einer Mad. Geoffrin, nur um über Literatur und Theater zu sprechen. Man sammelte geistreiche Menschen, man drängte sich in die Salons dieser großen Damen, um geistreiche Unterhaltungen zu führen oder anzuhören. Aber dort wurden nur solche aufgenommen, die belesen waren.

Die Kaiserin Katharina von Rußland fragte einmal Madame Geoffrin, die, als Witwe eines Spiegelfabrikanten in bescheidener Wohlhabenheit, als Bürgerliche, ohne schön oder gar verführerisch zu sein, einen der größten, heute noch unvergessenen Salons, in dem die ganze Welt verkehrte, in Paris unterhielt: „Wo haben Sie eigentlich Ihre Gewandtheit und Menschenkenntnis und die Art, Menschen zu bezaubern, gelernt, Madame?“

„Man hat mich lesen gelehrt“, antwortete die Geoffrin einfach. Sie las Bücher und schrieb Briefe. Madame du Deffand, die erblindet war, hat sich die letzten dreißig Jahre ihres Lebens nur durch Korrespondenz lebenswert und interessant zu gestalten gewußt, und daß sie sich gute Bücher vorlesen ließ. Ihre Briefe bilden Dokumente, die die Archive heute noch aufbewahren. Die Kaiserin Maria-Theresia erzog ihre vielen Kinder durch ihre fein ausgearbeiteten Briefe, die wir mit Bewunderung lesen. Um Briefe zu schreiben, wie sie Friedrich der Große, ein Mirabeau, eine Maria-Theresia, eine Madame du Deffand, eine Julie de Lespinasse schrieb, muß man sehr belesen sein. Und um lesen zu können, muß man eine Bibliothek besitzen, oder zum mindesten einen gefüllten Bücherschrank. Nur das Buch genießt man, das man im Zimmer stehen hat und jederzeit vornehmen kann. Es gibt Bücher, die man immer wieder liest, deren Genuß uns erst beim wiederholten Lesen zuteil wird, an die wir uns gewöhnen wie an unsere Freunde, die vielleicht noch verläßlicher und treuer sind als diese, denn sie sind immer für uns da, sie enttäuschen uns nicht und verändern sich nicht.

Der Bücherschrank ist heute das, was zuletzt angeschafft wird bei einer Einrichtung. Ich habe große, elegant eingerichtete Häuser und Schlösser oft vergeblich nach einer Bibliothek durchstreift. Es gab Wintergarten, Billardzimmer, Musikzimmer, Frühstückszimmer, Jagdzimmer, Spielzimmer und Tanzsaal, aber es gab keine Bibliothek. Und gerade auf dem Lande sollte man denken, daß man Bücher braucht. Wer Bücher hat, ist niemals einsam, eine ganze Welt umgibt ihn, er braucht nur darin unterzutauchen, das Buch kann zaubern. Es tröstet und zerstreut uns, wenn wir krank sind. Es gibt seltsame Arten von Lesern. Eine Dame besucht mich und bittet um eines meiner Bücher, aber bitte eines, was sie noch nicht gelesen hat, denn zum zweitenmal lese sie ein Buch nicht. Das ist nicht sehr schmeichelhaft für einen Autor, und man kann auch der Dame nicht sagen, daß ein Autor keine Leihbibliothek ist und er seine Bücher nicht schreibt, um sie — zu verleihen.

„Ich habe Ihren letzten Roman schon viermal aus der Leihbibliothek gehabt“, erzählt mir eine literarisch interessierte Dame, „und jedesmal hat ihn mir eine Freundin abgeborgt.“ Schließlich mußte sie mehr für die Leihbibliothek bezahlen, als das ganze Buch gekostet hätte. Aber das macht nichts. Eine Dichterin sagte mir einmal, es gibt doch sonderbare Leser.

Im Frauenklub erzählt mir eine Dame: „Da habe ich neulich einen Artikel von Ihnen gelesen, ich weiß nicht mehr, wie er hieß, der war mir ganz aus der Seele geschrieben.“

„Einen Artikel? Wo haben Sie denn einen Artikel von mir gelesen?“

„Das weiß ich nicht mehr, aber ich fand ihn blendend.“

„Aber ich schreibe gar keine Artikel.“

„Doch es war etwas über Himmelsgestirne.“

„Ach so, dann war es vielleicht ein lyrisches Gedicht?“

„Ja, das kann auch sein“, sagte die Dame.

Die meisten Menschen geben, ohne sich zu besinnen, Geld aus für ein Diner, eine Flasche Sekt, eine Operettenvorstellung, für jeden kurzen Genuß, aber ein Buch — kaufen, das sie ihrer Bibliothek einreihen, das sie bereichert, das immer für sie da ist, einen dauernden Besitz bildet? Nein, lieber leihen sie sich's vom Autor. Das ist ja auch das Bequemste.

Vielen richten sich ein großes Haus mit allem erdenklichen Luxus ein und zeigen es uns mit Stolz.

„Wo ist denn Ihre Bibliothek?“

„Ach, die kommt noch.“ Sie kommt immer zuletzt dran, man hat sie nicht nötig, man vermißt sie nicht, man liest ja nicht, lieber langweilt man sich und spielt Skat. Man kann den Menschen ja nicht vorschreiben, was ein Genuß ist, sie wählen sich ihre Vergnügen selbst, aber die Erzieher der Jugend sollten doch den Kindern einprägen, daß keine Persönlichkeit, die etwas in der Welt bedeutete, ohne Bücher das geworden ist, was sie war, daß das Buch zum Aufbau eines Lebens und zur Vollendung der Bildung nun einmal gehört, und daß man gar nicht genug Bücher besitzen kann und dieser Besitz einer der seltenen Genüsse ist, der nicht schon im Genießen verblaßt, sondern uns bleibt.



▫▫ Bunte Chronik ▫▫

*** Mark Twain und die Bücher.** Gelegentlich des 15. Todestages Mark Twains wurden in amerikanischen Blättern zahlreiche Anekdoten des berühmten Schriftstellers veröffentlicht, darunter auch die folgende: eines Tages fragte eine junge Dame den Schriftsteller, welchen Wert für ihn die Bücher besäßen. — Mein Gott, antwortete Mark Twain, Sie stellen mir da eine sehr delikate Frage, denn der Wert der Bücher hängt ganz davon ab, wie man sie verwenden kann. Wenn Sie mir versprechen, es nicht weiter zu erzählen, will ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen. Zum Beispiel leistet mir ein schön in Leder gebundenes Buch unschätzbare Dienste, da ich daran mein Rasiermesser abziehen kann. Ein nicht allzu dickes Buch, wie es meist die Franzosen schreiben, ist ein wertvoller Schatz, um einen wackelnden Tisch festzulegen. Ein dicker Foliant ist im Falle eines Angriffes die beste Waffe, wenn er dem Angreifer an den Kopf geworfen wird, und endlich ist ein Atlas mit großen Blättern nicht zu entbehren, wenn man zerbrochene Fensterscheiben zu ersetzen hat. — Sprach's mit unerschütterlichem Ernst, drehte sich auf den Absätzen um und ließ seine zur Bildsäule erstarrte Fragerin stehen.

*

*** Eine neuartige Reklamebeleuchtung,** die alle bisherigen Ankündigungen durch leuchtende Schrift sozusagen wortwörtlich in den Schatten stellt, ist kürzlich von der A. E. G. nach einer Reihe vorzüglich gelungener Versuchsproben in die Praxis eingeführt worden. Hierbei handelt es sich um die Verwendung sogenannter Leuchtröhren, bei denen im Gegensatz zu den Glühlampen nicht ein Glühfaden zum Leuchten gelangt, sondern die Lichtwirkung (Lumineszenz) wird durch Entladungen zwischen zwei Elektroden erzielt, die mit einer in Edelglas gefüllten Röhre eingeschlossen sind. Die Wirkung ist hier ähnlich wie bei den bekannten Geißlerschen Röhren. Man kann diese Leuchtröhren in jede Form bringen, wobei sich bei nur auffallend geringem Stromverbrauch außerordentliche Lichteffekte erzielen lassen, wie sie keine andere Beleuchtungsart erreicht. Beispielsweise gibt eine Füllung mit Neon-Gas ein leuchtendes Rot; wird hierzu etwas Quecksilberdampf eingeführt, so entsteht ein herrliches Blau. Weitere Farben lassen sich durch entsprechende Mischungen anderer luftförmiger Stoffe erzielen.

*

*** Über 73 Jahre ununterbrochen im Beruf.** Dieser Tage starb in Karlsruhe der Lithograph Karl Kohl im 88. Lebensjahre. Der Verstorbene bildete eine einzigartige Erscheinung im Buchdruckerberuf, da er seit seinem 15. Lebensjahre, also 73½ Jahre lang ohne Unterbrechung in den Diensten einer und derselben Firma, des „Karlsr. Tagbl.“, stand. Er war ein Veteran der Arbeit im wahrsten Sinn des Wortes, der es verdient, daß der Zeitungschronist seiner, als des Repräsentanten deutschen Arbeitswillens, gedenkt. Trotz der Gebrechen des Alters war der Verstorbene stets heiteren Gemüts und gesegnet mit der Gabe eines sonnigen Humors.



▫▫ Lustige Rundschau ▫▫



*** Übung.** „Das Kreuzverhör scheint Sie ja garnicht anzustrengen“, sagt der Untersuchungsrichter zu dem Angeklagten. „Haben Sie denn Übung darin?“ „War dreimal verheiratet“, erwiderte der andere kurz.

*

*** Gentleman und Dieb.** Ein eleganter Herr vermißte sein seidenes Taschentuch und beschuldigte einen Iren, es gestohlen zu haben. Schließlich fand er es in seiner Tasche und bat den Iren um Entschuldigung. „Ach, das macht nichts“ sagte dieser, „Sie dachten, ich wäre ein Dieb und ich dachte, Sie wären ein Gentleman, und da haben wir uns beide getäuscht.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.